

Metallarbeiter- Jugend

Wochenblatt des
Deutschen Metall-
arbeiter-Verbandes

Für alle Jugendlichen
und Lehrlinge der
Metallindustrie

mit der Monatsbeilage „Technische Lehrbriefe“

Nummer 32

Berlin, den 6. August 1932

13. Jahrgang

Erscheint wöchentlich am Sonnabend · Bezugspreis vierteljährlich 1.50 RM · Einzelnummer 15 Pf. — nur gegen Voreinsendung des Betrages · Eingetragen in der Reichspostzeitungsliste

Verantwortliche Schriftleitung, Paul Haase, Berlin
Schriftleitung und Versandstelle, Berlin SW 68, Alte
Jakobstraße 148-155 · Fernsprecher A 7 Dönhoff 6750-6753

Arbeit oder Uniformen?

Ihr Jungen möchtet an Drehbänken stehen und den formenden Stahl ins ungeflügelte Metall treiben — aber die Drehbänke rosteten hinter verschlossenen Toren und ihr steht an Parkbänken und vertreibt euch die Zeit mit Kartenspielen.

Ihr Jungen möchtet Mauerkelle und Zimmermannsbeil schwingen und Häuser bauen — aber es wächst kein Neubau mehr empor und ihr zieht als Sänger und Musikanten von Hof zu Hof, von Ort zu Ort um ein paar Pfennige für das nötigste tägliche Brot.

Ihr Jungen möchtet eure Hände regen und euren Geist bewegen — aber für euch gibt es nichts zu tun; ihr seid zum Herumbummeln und zum Verträdeln eurer Jugendzeit verurteilt.

Verurteilt von wem? Von dem herrschenden System! Von diesem System der Ausbeutung der vielen Nichtbesitzenden durch die wenigen Besitzenden, von diesem System einer Wirtschaft, in deren Mittelpunkt nicht der Dienst am Menschen, sondern der Dienst an der Steigerung der Profitrate steht.

Die Nazis sagen euch: Die Demokratie und der Marxismus, das heißt die Arbeiterbewegung, haben das Elend der Arbeitslosigkeit über euch gebracht. Laßt euch nicht beschwindeln! Das ist eine Lüge, um euch von den wahren Schuldigen abzulenken.

Wodurch ist die Wirtschaftskrise zu ihrem riesigen Umfang angeschwollen? Waren es nicht die Zusammenbrüche von Konzernen und Banken? Dieser teuflische Reigen wurde vor einem Jahr mit dem Krach des Nordwollekonzerns eröffnet. Legt euch selber die Frage vor: Was hat dieser Nordwollekrach mit der Demokratie und dem Marxismus zu tun?

Die Brüder Lahusen haben als Leiter dieses Konzerns über 200 Millionen Mark durchgebracht in Spekulationen und unerhörtem Luxus (zum Beispiel spielten ihre Kinder mit Soldatenfiguren aus purem Gold!); diese Brüder gehören zu den Geldgebern und Gönnern der Nationalsozialisten, die ja Demokratie und Marxismus ausrotten wollen. Die Brüder Lahusen sind also nicht Freunde, sondern Feinde des „Systems“.

Diese Millionenschieber haben sich in nächster Zeit vor den Richtern zu verantworten. Verteidigt werden sie von prominenten Mitgliedern der Nationalsozialistischen „Arbeiter“-Partei! Fragt jeden Nazi immer und immer wieder: Warum? Warum? Was haben die Nazis für ein Interesse an der Verteidigung dieser wirtschaftlichen Schwerverbrecher? Wenn euch nicht geantwortet wird oder mit Ausflüchten, dann sind das auch Antworten.

Die Demokratie und der Marxismus haben in dem letzten Jahrzehnt mehr für die Jugend geleistet, als das Kaiserreich in den 50 Jahren seiner Herrschaft. Das Kaiserreich hat Kasernen und Exerzierplätze, die Republik hat Jugendheime und Sportplätze für die Jugend

gebaut. In der Republik wurde die Jugend politisch mündig durch die Herabsetzung des Wahlalters und gleichberechtigt in Kultur und Bildung.

Ihr Jungen sagt: „Schön und gut! Aber was nutzt uns das alles, wenn wir keine Arbeit und keinen Lebenszweck haben? Gebt uns Arbeit, dann können und werden wir uns um Bildung und Kultur bemühen. Aber so?“ Ihr habt recht. Ihr braucht nur eines, um froh zu sein, wie es die Jugend soll und sein muß, ihr braucht nur Arbeit.

Die Nationalsozialisten wollen Arbeit beschaffen durch Einführung der Arbeitsdienstpflicht. Alle jungen Männer zwischen 17 und 30 Jahren sollen nach den Plänen der Nazis zwei Jahre Arbeitsdienstpflicht leisten. Halt! Nicht alle. Wer Geld hat, kann sich loskaufen! Der Nazioberst Hierl schreibt: „Die deutschen Staatsbürger, die auf Grund besonderer bürgerlicher Verhältnisse von der Ableistung der Arbeitsdienstpflicht befreit werden, hätten eine Arbeitssteuer zu entrichten.“ Wer also das nötige Geld hat, braucht nicht in die Arbeitsarmee.

Auch sonst soll dafür gesorgt werden, daß die sogenannten „besseren Leute“ nicht wie die Proleten behandelt werden; das wäre ja demokratisch! Hierl schlägt deshalb vor: „Ärzte, Ingenieure, Techniker und Angehörige sonstiger Berufe, die zu einer ihrer Fachausbildung entsprechenden Sonderverwendung im Arbeitsdienst geeignet sind, können nach einem Jahr praktischen Arbeitsdienstes beurlaubt werden.“ Fein, was!

Lohn gibt es nicht im Arbeitsdienst, sondern nur Unterkunft, Verpflegung, Kleidung, Wäsche und ein tägliches Taschengeld von 30 Pf. Die arbeitsrechtlichen Bestimmungen über Betriebsräte, Tarife, Arbeitszeit finden auf die Arbeitsdienstpflicht natürlich keine Anwendung. Als Arbeiten sollen durchgeführt werden: Bodenverbesserungen, Hochwasserschutzbauten, Ausbau der Wasserkraft, Verbesserung der Verkehrsverhältnisse (u. a. auch Erneuerungsbauten der Reichsbahn).

Durch die Arbeitsdienstpflicht sollen die Arbeitnehmer nicht von ihren Arbeitsstellen verdrängt werden. So meint Herr Hierl. Schon jetzt, wo die Arbeitsdienstpflicht erst noch Plan ist, wird Hierl des Lügens überführt. Nach einer Veröffentlichung des Einheitsverbandes der Eisenbahner will die Reichsbahnverwaltung Tausenden von Arbeitern kündigen, die durch Arbeitsdienstpflichtige ersetzt werden sollen.

Die Arbeitsdienstpflicht schafft keine neue Arbeit. Sie ersetzt nur freie Arbeiter durch Zwangsarbeiter. Den Vorteil haben die Unternehmer in Form von gespartem Lohn. Den Nazis liegt aber auch gar nichts daran, der Jugend Arbeit zu beschaffen. Für sie ist die Einführung der Arbeitsdienstpflicht nichts anderes als Versorgungsanstalt für die vielen Nazibonzen.

Der Aufbau des Arbeitsdienstes sieht vor, daß auf je vier Arbeitsdienstpflichtige mindestens ein Vorgesetzter kommt. Wie diese Vorgesetzten beschaffen sein sollen,

darüber befehlt ein Befehl des Gausturms Ostmark der SA, in dem 4500 ehemalige Feldweibel für die in Dritten Reich einzurichtende Arbeitsdienstpflicht gesucht werden. In Anhalt hat die nationalsozialistische Staatsregierung eine Lehrkompanie für den Arbeitsdienst aufgestellt, deren Mitglieder vor allem nach militärischen Gesichtspunkten ausgesucht wurden!

Sehr wichtig ist den Nationalsozialisten, daß die Arbeitsdienstpflichtigen eine Uniform bekommen. Ohne Uniform und Kommando kann der Arbeitsdienst den Nazis gestohlen sein! „Mit schmetternder Musik soll die Arbeitergarde durch die Straßen ziehen und die Blicke der deutschen Männer und Frauen sollen sie mit Wohlgefallen begleiten.“ Hei, wie würde da die Brust mancher Heldenmama bibbern, wenn sie vom Balkon der Villa ihren Jungen mit gezogenerm Säbel vor einer Kolonie Arbeitssklaven hermarschieren sehen würde; vor Arbeitssklaven, denen der Stechschritt eingeschindert worden wäre.

Ihr Jungen wollt Arbeit — die Nazis wollen Soldatenspieler und Uniformen. Ihr Jungen braucht Arbeit, um leben zu können — die Nazis wollen euch gebrauchen als rechtlose und billige Arbeitshorden für die Kapitalisten. Arbeit ohne Recht und ohne Lohn hilft euch Jungen nichts, sondern nur dem Profit der Bankfürsten und Industrieherrzöge. Die Nazis hüllen ihren Schacher mit der Arbeitsdienstpflicht in ein Ethos des Hungerns, das seine kapitalistische Herkunft nur schlecht verhüllt. Hungern und Opfern um des Vaterlandes willen haben uns die Reichen immer gepredigt, wenn sie um ihre Profite hangen, nur haben sie uns das Hungern allein überlassen und sich am Opfern nie beteiligt; so ist es auch mit der Arbeitsdienstpflicht.

Der Jugend hilft Arbeit und nicht Arbeitsdienstpflicht. Arbeit kann einzig und allein beschafft werden durch den Umbau der Wirtschaft. Die zusammenbrechende kapitalistische Profitwirtschaft muß von der sozialistischen Gemeinwirtschaft abgelöst werden.

Die Arbeitsdienstpflicht ist das Rettungsprogramm der Kapitalisten und Ausbeuter. Wirtschaftsumbau und Sozialismus ist das Rettungsprogramm der Arbeiter und Ausgebeuteten. Wie dieser Umbau vor sich gehen soll, zeigen die Vorschläge der freien Gewerkschaften. Lest und verbreitet sie. Schlagt mit ihrer Klarheit die Wirtschaftssphären der Nazis!

Um Kapitalismus oder Sozialismus geht dieser Kampf. Kapitalismus ist wachsende Ausbeutung und steigende Hoffnungslosigkeit für die Jugend. Sozialismus bringt der Jugend freies Schaffen für eine frohe Zukunft.

Eine verrückte Fahrt

Früh um sechs Uhr sollte es losgehen. Aber weil der Führer sein Hemde verkehrt angezogen hatte, stand noch 30 Minuten nach der angesetzten Zeit eine fluchende Horde am Treffpunkt. Mit knapper Not entging der alte Sünder den wohlverdienten Hordenkeilen. Aber bekommen hat er sie doch noch im Laufe des Tages; sie waren nämlich im Fahrplan vorgesehen.

So ging es los. Voran die Mädels, geführt von der kugelförmigen Grete, die nicht nur ihre 150 Pfd. Körpergewicht, sondern mit zusammengebissenen Zähnen auch noch den Hordentopf schleppte. Worrüber unsere Jungs höchlichst erfreut waren, denn die größte Aktivität entwickelten sie nur beim Essen. Aber den Hordentopf schleppen? Nee, lieber nicht! „Wozu hab ich Asthma, wenn ich auch noch den Topf schleppen soll,“ schrie unser Dauerredner. Und der Hans erklärte kurz und bündig, daß auch er leider (!) den Topf nicht tragen könne, denn er hätte nur ein Strumpfband mit und müßte mit der freien Hand den Strumpf halten. So kam es, daß Grete wutentbrannt mit dem kostbaren Behälter loszotzelte.

Ziel der Fahrt war die Ostsee. Wir hätten in zwei Stunden dort sein können, aber wir machten Umwege, noch und noch einmal. Bis einige Jungen erklärten: „Entweder jetzt wird Rast gemacht und gefuttert, oder — wir machen Revolution!“ „Und unser Magen knurrt schon im Dreivierteltakt,“ quiekten einige Mädels dazwischen. Die Kugelrunde aber erklärte kaltschnäuzig: „Wenn ich auf dieser Fahrt an Unterernährung sterbe, dann hab ich mich auf dem Gewissen.“ Und der Hans hatte auch nichts gegen eine Ruhepause, denn ihm waren die Arme schon ganz schlaff vom vielen Strumpfhalteln. Diesem organisierten Wider-

Die „gute, alte Zeit“

Im Dortmunder Generalanzeiger werden jetzt die Arbeiterverhältnisse des westdeutschen Industriebezirks in der Zeit geschildert, wo die Schlot- und Krautjunker noch allein herrschten. Man vernehme: Die Lohnzahlungen, berichtet das genannte Blatt am 7. und 8. Juli, erfolgten in Abständen, die dem Unternehmer gefielen. Um sich vor dem Untergange zu retten, ging der Kumpel in den Werkskonsum. Zwar war das Trucksystem, die Bezahlung der Arbeiter in Waren, verboten, doch kassierte der Werkskonsum unbedenklich die von ihm entnommenen Waren vom verdienten Lohn des Arbeiters. So bekam der Kumpel, wenn er obendrein in einer Werkswohnung lebte, selten noch bares Geld in die Hände.

Die offizielle Arbeitszeit betrug 9 bis 10 Stunden ausschließlich Ein- und Ausfahrt. Mancher Kumpel blieb 14 bis 15 Stunden von zu Hause fort, um einen Lohn von 1,70 bis 1,80 M pro Kalendertag „verdienen“ zu können. Hatte der „Betriebl“, der Betriebsführer der Grube, ganz schlecht geschlafen, dann ließ er die zwei Schichten, die in der Woche noch verfahren wurden, als „Doppelt“ an einem Stücke herunterreißen. Aber das hätte sich vielleicht ertragen lassen, wenn der Kumpel die Kohle, die er schlug, auch bezahlt bekommen hätte. Doch 10—15 vH der Wagen, die er förderte, wurden ihm „vernullt“, weil sie Mindermaß geladen hätten oder unrein seien.

Ein noch bellebteres Strafmittel für widerspenstige Bergleute war die Ausschließung von der Seilfahrt, also die Verurteilung zum Fahrtenklettern. Solche „Delinquenten“ wurden nicht maschinell in die Grube befördert, sondern sie mußten auf Leitern in die Tiefe steigen und wieder zurückkommen. 1889 machte sich noch eine andere Bergarbeiterforderung bemerkbar, die wir heute einfach nicht verstehen können. Sie verlangte, das Einschließen ganzer Belegschaften in den Grubenbauen sollte verboten werden. Sie hatten sicher allen Grund, diese Forderung zu erheben, denn nur die wenigsten Zechen hatten zwei Schächte. Sie arbeiteten fast alle mit einem Förderschacht, in dem sich ein Wetterscheider befand. Nur so wurden die Gruben bewettert. Die Bergleute klagten allgemein über die schlechten Wetter, in denen sie arbeiten müßten, sie hätten manchen ihrer Kameraden ohnmächtig zutage schaffen müssen. Trotzdem wurde in allen, auch den gasreichen Gruben mit Pulver und Dynamit geschossen. Massenunfälle waren an der Tagesordnung. Die bergpolizeilichen Verordnungen, die ihnen entgegenarbeiten sollten, wurden aus Gründen der Senkung der Gesteungskosten sabotiert.

Strafmittel bestanden in Geldstrafen, Maßregelungen und in der „schwarzen Liste“. Am 25. Mai 1885 veröffentlichte die „Westfälische Volkszeitung“, ein Zentrumsorgan, den Schichtenzettel eines Ruhrkumpels, der geglaubt hatte, 103 M verdient zu haben. Er erhielt nur 45 M ausbezahlt. 58 M waren ihm für Gezüge, Dynamit und Strafen einbehalten worden. Das ist ein „abscheulicher Diebstahl“ und eine „himmelschreiende Sünde“, schrieb das Zentrumsblatt.

Aber trotz dieser „Sünde“ blieb der Kumpel „ruhig“. Wagte er es, im Betriebe „den Mund aufzureißen“, dann flog er ohne Erbarmen aufs Straßenpflaster und bekam auf keiner anderen Grube Arbeit, da sich die Unternehmer gegenseitig die

stand konnte selbst der Fahrleiter nicht widerstehen. Also, rin ins Heul Der Besitzer der Wiese wird sich gefreut haben, denn er hat sein Heu am nächsten Tage nicht mehr zu wenden brauchen. Unsere Jungen haben das gründlich besorgt, die weil der Fußball immer in die Heuhaufen sauste. Ein Glück nur, daß bei dem wilden Kampf um den Ball niemand erstickt ist im Heuhaufen. Nun stellte sich nämlich heraus, daß weder die Gefahr der Unterernährung noch der Revolution bestand. Auch die Sache mit dem Dreivierteltakt und mit den schlaffen Armen war böß übertrieben. Die Bande war einfach faul! Mit viel Lärm und Geschrei wurde zum Weitermarsch gerüstet. Die alten Herren der Gruppe wackelten weise mit den bemoosten Häuptern und stellten tief sinnige Betrachtungen an über die Wandlung der jugendlichen Psyche. Und der Dauerredner jammerte wieder über sein Asthma. Aber fort ging die Fahrt durch den wilden Verhau. Nach kurzer Zeit meldete das Geheul des Vortrupps, daß die Ostsee in Sicht war Heute zerriß keine Brandung den Wasserspiegel. In ganz kleinen Wellen nur atmete das Meer wie ein schlafendes Riesentier. Die Sonne kleidete Land und Meer in ein schimmerndes Gewand. Unsere Jungen und Mädels sind an der Wasserkante groß geworden. Sie kennen die lachende See und das brüllende Meer, wenn der Nordwest mit grimmigen Schlägen die Brandung gegen den Strand peitscht. An diesem Sommermorgen lagen in der gleißenden Pracht des Wassers die dunklen Flächen der Boote der Krabbenfischer. Diese Menschen fristen an der sandigen, steinigen Küste ein trauriges Dasein. Ihr Leben spielt sich in schilfgedeckten Hütten und auf der See ab. Die Welt weiß nichts von der Existenz dieser Vergessenen. Ihr Leben ist so hart und arm wie der Strand, den sie bewohnen. Selten verirrt sich ein Fremder in dieses Gebiet.

Namen derjenigen Bergleute meldeten, die sie wegen Unbotmäßigkeit oder anderen „ehrenrührigen“ Dingen entlassen hatten. Die „schwarze Liste“ war ein Druckmittel von entsetzlicher Wirkung. Tausende Bergleute zogen bettelnd und bittend von Zeche zu Zeche; aber immer wurde ihnen der „Schalter“ zugeschlagen, wenn der „Betrieb“ seine Bücher durchgesehen hatte. Das entmutigte sie gewiß nicht sofort. Vielleicht gab es doch noch eine Grube im „Kohlenpott“, der sie nicht gemeldet waren. Erst nach Monaten gaben sie das Rennen auf und ballten die Faust in der Tasche. . . .

Von diesen grauenregenden Zuständen weiß das junge deutsche Arbeitergeschlecht nichts. Es trat ins Leben, als die gewerkschaftliche und sozialdemokratische Organisation ein Teil der Mißstände schon beseitigt hatte. Welch unsägliche Mühe das gekostet, wieviel Opfer dabei auf der Strecke blieben, ist heute kaum noch vorstellbar. Und wieviel Gold aus den Knochen der Berg- und Hüttenarbeiter geschunden wurde, lassen der ungeheure Reichtum der Industriepaschas und ihre prunkenden Schlösser einigermaßen ahnen.

Die Gewerkschaften und die Sozialdemokratie haben den Arbeiterschindern nach und nach etwas soziale Einsicht beigebracht und ihr unbeschränktes Ausbeutungsrecht merklich eingedämmt. Daher die maßlose Wut der Ausbeuter über den „Marxismus“, daher ihre große Liebe zu den Nazis, von denen sie die Herstellung ihrer alten Beutefreiheit erwarten und darum Millionen den Nazis spenden.

Konservenmusik

Auf der Platte des Grammofons können Töne und Laute für eine spätere Wiedergabe aufbewahrt werden. Die Musik wird also konserviert. Töne und Laute sind Schwingungen, die sich in der umgebenden Luft als Schallwellen nach allen Seiten fortbewegen und unser Ohr erreichen. Die Schallwellen sind unsichtbar, können aber durch eine sinnvolle Apparatur eingefangen und in weiches Wachs gedrückt werden. Auf dieser Entdeckung beruht der Fonograf, den Edison erfand und bei dem die Schallwellen in runde Wachszylinder eingeritzt waren. Die spätere Entwicklung hat das Grammophon hervorgebracht, bei dem die Schallwellen auf Platten aufgenommen werden. Die Schallplatte ist der Hauptbestandteil des Grammofons. Millionen von Menschen finden heute Freude, Erbauung und Erholung bei dieser Grammophonmusik. Jeder kennt die Schallplatte und darum ist es wichtig, zu wissen, wie eine Schallplatte entsteht.

Die Plattenherstellung zerfällt in zwei wichtige Teile. Einmal die Aufnahme und zum anderen die mechanische Plattenherstellung. Im Aufnahmezimmer, der schalldicht eingerichtet ist, werden die künstlerischen Darbietungen, sei es das gesprochene Wort, Gesang oder Musik von einem Mikrofon aufgenommen. Die Schallwellen werden vom Mikrofon in elektrische Schwingungen umgewandelt und der Aufnahmeapparatur zugeleitet, dort erfolgt die Verstärkung und die Überleitung auf eine Wachsplatte, auf der sie naturgetreu aufgezeichnet werden. Eine solche Wachsplatte kann im Grammophon die Töne wiedergeben, da sie aber sehr weich ist, würde die Aufnahme nach wenigen Wiedergaben zerstört sein. Bei der Plattenfabrikation

müssen nun von einer Aufnahme mehrere tausend Platten hergestellt werden können. Darum wird durch ein galvanisches Verfahren die Aufnahmewachsplatte verhärtet und in einem galvanischen Bad mit einer feinen Kupferschicht überzogen. Die Kupferschicht wird dann von der Wachsplatte abgelöst und stellt die Originalmatrize, ein negatives Bild der Aufnahmeform, dar. Was in der Originalplatte als Vertiefung war, erscheint nun als Erhöhung. Diese Matrize nennt der Fachmann „Vater“. Von der Originalmatrize wird wiederum ein neuer galvanischer Niederschlag angefertigt, ein Positiv, das wieder das gleiche Bild wie die Wachsplatte zeigt. Das ist die „Mutterplatte“, von der dann die eigentlichen Preßmatrizen hergestellt werden. Diese müssen außerordentlich sauber und genau bearbeitet werden, denn sie dienen dazu, in die Grammophonplatte die Schallwellen einzupressen.

Die auf der Schallplatte eingravierten Schallwellen sind haarfeine Rillen, aus deren Erhöhungen und Vertiefungen mit einer Nadel und Membrane die Töne und Laute wiedergezeugt werden können. Diese Feinheit der Gravierungen setzt für die Platten eine ungemein feinkörnige und dichte Masse voraus. Die Schallplattenmasse hat als ihren Hauptbestandteil Schellack. Schellack wird in Indien als Baumsaft gewonnen. Die Bäume werden von Insekten angestochen und der heraustretende Saft erhärtet sich an der Luft ähnlich dem bei uns bekannten Baumharz. Dieses Produkt wird gesammelt, gereinigt und weiterverarbeitet. Aber noch andere Stoffe werden zur Auffüllung der Plattenmasse verwandt. Gebraucht wird Schleifmehl, Flock, Schwefel und Farbe. Diese Materialien kommen in eine Mühle und werden ungemein fein pulverisiert. Im Mischer wird die Masse innig vermischt. Die gemahlene und gemischte Pulvermasse kommt dann ins Walzwerk, das aus sich gegeneinanderdrehenden erhitzten Stahlwalzen besteht. Dieses Walzen ergibt eine teigartige und gut durchgeknetete plastische Masse. Noch warm kommt diese Masse unter den Kalandar, wo sie zu gleich großen Tafeln geformt wird, die für je eine Schallplatte ausreichen. Die preßfertige Masse kommt nun in die Plattenpresserei. Hier sind elektrische Tische, auf der die Plattenmasse wieder erwärmt und weich gemacht wird. Die Matrizen sind inzwischen in sauber verarbeitete Paßformen einmontiert. Die Plattenpressen werden automatisch betrieben. In die Preßform wird die erwärmte und erweichte Plattenmasse eingelegt, worauf die Form einem längeren Zeit währenden starken Druck ausgesetzt ist. Die auf den Schallplatten befindlichen Etiketten werden schon in die Form mit eingelegt und in die Masse eingepreßt. Eine automatische Plattenpresse vermag hundert Platten in der Stunde zu pressen.

Die so gewonnene Platte wird vom Grat befreit, sauber geschliffen und poliert. Sie wandert dann in den Prüfraum, wo jede Platte einzeln unter scharfen Gläsern genau durchgesehen wird. Jede Unebenheit in der Platte, jede poröse Stelle und mangelnde Dichtigkeit des Materials wird entdeckt und diese Platten werden ausgeschieden. Eine mit dem bloßen Auge nicht erkennbare poröse Stelle in der Platte kann bei der Wiedergabe im Apparat knallartige Geräusche verursachen, die die Freude am Grammophonapparat zerstören. Darum dürfen nur einwandfreie Platten in den Handel kommen.

Nur die Zollwächter und Schmuggler suchen diese menschenarmen Küstenstriche manchmal nächtlicherweise.

Plötzlich erschallt aus dem Wasser ein schauriges Geschrei. Die Jüngsten hatten mit vereinten Kräften den großen Gummiball aufgeblasen und feierlichst getauft. Um ihn geht im flachen Wasser ein erbitterter Kampf. Arme und Beine nur ragen aus dem kämpfenden Knäuel hervor. Hochauf spritzt die Flut, bis der glückliche Sieger jubelnd mit der Beute abzieht, im nächsten Moment von der Horde wieder eingeholt wird und der Kampf von neuem beginnt. Am Strande entfaltet inzwischen das Küchenpersonal seine Tätigkeit. Süßwasser und Holz sind rasch beschafft und einen Herd zu bauen, ist nicht schwer. Brennen tut die Geschichte großartig, denn die dicke Grete kann schauderhaft schön pusten. Um den Topf herum hocken wie die Weisen aus dem Morgenlande die Ewig-hungrigen und beobachten gespannt und sachverständig die kochende Speckerbsensuppe. Dann das Signal: „Essen empfangen!“ Hei, wie flitzen da die Jungen. Daß in der Suppe eine gute Portion Seesand enthalten war, ist nur dem langen Karl aufgefallen. Karl erhielt schon die vierte Portion, weil er immer der Hungrigste war. Dabei erhielt er den Bodensatz aus dem Topf und verlangte nun lästerlich fluchend Schadensersatz für die Sandsuppe, weil er Gefahr für seinen Blinddarm fürchtete. Von lebenswürdigen Freunden wurde nachgewiesen, daß dieser schon mindestens vor fünf Jahren operativ entfernt war. Mit dem Schadensersatz war es also nichts.

„Nach dem Essen soll man ein Schläfchen nicht vergessen,“ sagten unsere älteren besseren Herren und hauchten sich ins Gras. Bei der Jugend war das Ruhebedürfnis nicht so stark. Die Sportler hatten schon während des Mittagsschmauses zwei Hand-

ballmannschaften aufgestellt und nun sollte das Spiel angepiffen werden. Vorher wurde noch im Rahmen des freiwilligen Arbeitsdienstes das Spielfeld von den zahlreichen Steinen gesäubert. Die Mädels lagen zusammengerollt wie Igel in der Sonne und schmökerten „100 Bände Krieg und Liebe.“ Die Kugelrunde war schon bei der 95. Fortsetzung. Dazwischen tönte das Geschrei der siegreichen Handballmannschaft, die dem gegnerischen Torwart eben das zehnte Tor reinbrummt. Ein schnurriger Torwart war das mit einer sehr sonderbaren Dienst-auffassung. Der dicke Jugendleiter war leichtsinnig genug, sich zum Torhüter ernennen zu lassen. „Donnerwetter, schon wieder einer rein!“ Er nahm seinen Abschied, konnte aber nicht verhindern, daß die Spieler ihm in Anbetracht seiner Verdienste um den Ballsport feierlichst einen Kornblumenkranz überreichten und diesen historischen Moment noch auf die Platte bannten.

Der Nachmittag verging an der See zwischen Spiel, Baden und Spachteln. Am Abend zog eine frohe, braungebrannte Schar am Strande entlang zur Landungsbrücke. Dort erwartete sie ein Motorboot. In die Klänge des „Seeräuber“ mischte sich der hämmende Takt des Motors.

A. Jantzen, Wismar

Schwabenstreich

Man lese diese kleine Geschichte mit Andacht. Sie verdient, nie vergessen zu werden; sie ist ein herrlicher Beitrag der Wirklichkeit zum reichen deutschen Anekdotenschatz. Sie spielt, was bei guten Anekdoten häufig ist, in Schwaben; sie bildet den gelungensten Schwabenstreich, der im schwabenstreicharmen Heute nur denkbar ist. Also, lest und lacht:

Es war ein alter Bauer in einem schwäbischen Dorf und es

Irgendwo

Irgendwo draußen in weiter Welt
Träumt der Abend im Glockenklang;
Stüßes Duffen von frischem Heu
Weht hernieder vom Hügelhang.
Blaues Dämmern umschattet sacht
Ährenfelder und Gartenhag;
Selig-müde neigt sich zur Rast
Wieder ein goldener Sommertag.
Und der Mond baut zu Himmelsöh'n
Einen silberleuchtenden Steg —
Irgendwo draußen wartet das Glück:
Aber mich führt zu ihm kein Weg

F. S.

Alt-Frankfurt am Main

RDV. Im Vorjahr tagte in Frankfurt a. M. der 14. Kongreß des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes. Aus diesem Anlaß besuchten viele junge Gewerkschafter das schöne Frankfurt. In diesem Jahr, das aus Anlaß Goethes hundertsten Todestages das Goethejahr genannt ist, ist wiederum Frankfurt, die Geburtsstadt Goethes, das Ziel vieler Wanderer.

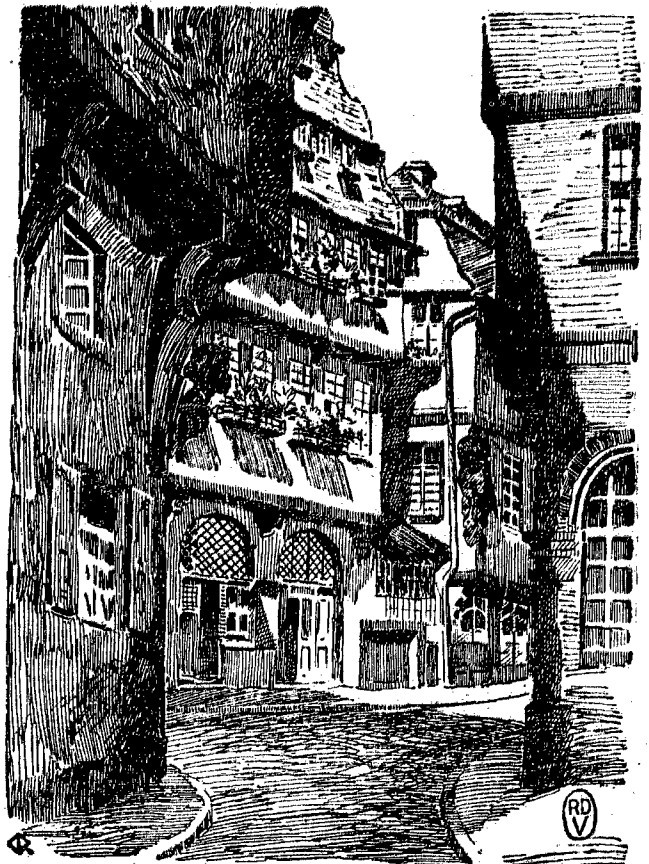
Vom Main aus betrachtet, klingt uns Frankfurt als gotisches Städtebild entgegen. Obgleich nur der schlanke Domturm ausgesprochen gotischen Charakter besitzt, steht die Gesamtstimmung doch unter dieser stilistischen Einheit. Von der reichbewegten Geschichte Alt-Frankfurts hat sich vieles in sein Antlitz eingegraben. Ganz dicht am Main, in der Senke des „Fahrtors“ steht der „Rententurm“, der sich an ein geschichtlich merkwürdiges Gebäude anlehnt, den Saalhof. Hier hat einst die alte Kaiserpfalz gestanden. Was sonst noch von unserem Standpunkte aus hoch über die Dächer hinausragt und vom Blick aufgefangen wird, sind die Türme von Kirchen, die noch der alten Stadt zugehören, die Paulskirche, berühmt durch die Nationalversammlung des Revolutionsjahres 1848, die Nikolaikirche und endlich noch ein profaner Turm: der „Lange Franz“ des neuen Rathauses.

Vom Rathaus begeben wir uns zum Römerberg, jener Platzanlage der ältesten Stadt, die nicht nur in der Geschichte Frankfurts, sondern in der Gesamtgeschichte des Deutschen Reiches eine rühmliche Rolle spielte. Auf dem Römerberg wurden jahrhundertlang die Kaiser des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation gekrönt.

Bevor wir in eine der charakteristischen Altstadtstraßen, den „Markt“, einlenken, werfen wir noch einen Blick auf das prachtvolle Eckhaus zur Rechten, den „Großen und Kleinen Engel“. Es ist ein altes Partrizerhaus, reich mit Schnitzwerk geschmückt. Von allen Seiten her öffnen sich nun die schmalen Gassen, in denen sich die Nachbarn die Hände reichen können, so dicht nebeneinandergeschachtelt steht Haus an Haus, Front an Front. Eines der merkwürdigsten Gebäude des alten Markt, dieser

verhältnismäßig breiten Straße, innerhalb der sonstigen Enge, ist das „Rote Haus“.

Es gibt noch vieles in diesen Straßen um Dom und Römerberg, was dem Gesicht der alten Stadt wohl ansteht und nähere Betrachtung verdient. Wir wandern zurück und hinauf zum Liebfrauenberg, dessen Mittelpunkt, wie am Römerberg, eine große Brunnenanlage einnimmt. Hier steht ein altes Barockgebäude, der „Braunfels“. Von hier aus sind es nur wenige Minuten zum Goethehaus hinunter, das auch noch zur alten Stadt gehört. Der Name „Hirschgraben“ stammt von den Hirschen her, die in früheren Jahren zu Hunderten vom Rat hier gehalten wurden. Gleich hinter den Gräbern aber beginnt die neue Stadt.



Hinter dem Lämmchen

war ein Bäcker in einem schwäbischen Städtchen. Der Bäcker bezog vom Bauern Butter, der Bauer vom Bäcker Brot, wie es sich gehört. Nun schien es aber dem Bäcker, als ob die Butterstücke des Bauern, die drei Pfund wiegen sollten, immer leichter würden. Seine Waage gab ihm recht und endlich wurde es dem wackeren Meister zu viel und er verklagte seinen Butterlieferanten beim Richter.

„Ihre Butterstücke sollen nicht die erforderliche Schwere haben!“ sagte der Richter zum Bauern und er wies als corpus delicti eines der Butterstücke vor. „Dies soll drei Pfund wiegen, nicht wahr? Es wiegt aber viel weniger.“

„Dees isch ausgeschlosse, Herr Richter!“ sagte das Bäuerlein, „I habs doch auch immer nachgewoge!“

„Vielleicht“, meinte der Richter, „vielleicht stimmen Ihre Gewichte nicht?“

„Gewichte?“ Das Bäuerlein war erstaunt. „Gewichte hab i nöt. Brauch i auch nöt.“

„Ja aber womit wollen Sie denn wiegen, wenn Sie keine Gewichte haben?“

„Dees isch ganz einfach, Herr Richter, ganz einfach und gerecht isch dees. Sehns, i krieg vom Bäcker mei Brot, wie er von mir sei Butter, und so a Laib Brot, der wiegt drei Pfund, nöt wahr? Nu, da leg i halt auf die eine Seit von der Waag die Butter und auf die ander ein Laib Brot, und dann balancier i aus!“

Sprachs, zog ein „Dreipfundbrot“ des Bäckers hervor. Der Richter wog nach — und die Butter war aufs Haar genau so schwer wie das Brot . . .

Der Richter lachte, der Bauer lächelte, der Bäcker wütete; der Bauer wurde freigesprochen, der Bäcker verdonnert.

Ein Vivat dem schwäbischen Bauern! Geschäftstüchtigkeit ist gut; aber Pfiifigkeit ist besser!

Woher stammen die Zigeuner?

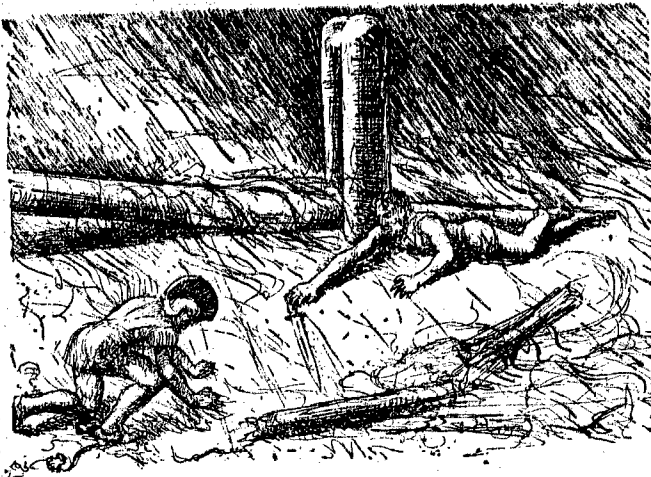
Das romantische Wandervolk der Zigeuner tauchte, so kann man es immer wieder lesen, schon im 9. Jahrhundert in Byzanz auf, im 14. Jahrhundert etwa in Deutschland und bald darauf in ganz Europa. Heute ist es sogar in Nordamerika verbreitet. Die Heimat der Zigeuner soll Indien, und auf ihrem Wege sollen sie über Persien gelangt sein. In der Tat ist ihre Sprache mit der indischen verwandt und enthält auch persische Brocken. Merkwürdigerweise aber scheint bei dieser Annahme eine alte Literaturstelle übersehen worden zu sein, wonach die Zigeuner schon vor weit längerer Zeit in Europa heimisch waren, — eine Stelle in dem Geschichtswerk des griechischen Schriftstellers Herodot nämlich, aus dem 5. vorchristlichen Jahrhundert. In seinem großen weltgeschichtlichen Werke erzählt Herodot vom Volke der S y g n e r, das medische Tracht trage und kleine schwächliche Pferde besitze, die aber, vor Wagen gespannt, sehr schnell liefen; Die Einwohner führen deshalb auf Wagen. Name und Herkunft wie auch die Angabe, daß die Sigyne auf Wohnwagen lebten — genau wie ihre Nachkommen —, machen es mehr als wahrscheinlich, daß dieses Volk kein anderes als die Zigeuner gewesen ist. Für diese Annahme spricht auch noch mehr als alles andere der Umstand, daß der griechische Geschichtsschreiber die Länder nördlich des Intros, d. h. der Donau, als den hauptsächlichlichen Wohnsitz des fahrenden Volkes angibt; das ist das heutige Rumänien und Ungarn. Diese Länder aber sind auch heute noch die wahre Heimat der Zigeuner.



Fortsetzung 3

Eine Tragödie aus alter Zeit, die sich in der neuen wiederholt
 Von Paul Haase Bilder von Colhas

Beim Aufleuchten der Blitze bemerkte Harmiados am Fuße des Mastes eine kauernde Gestalt. Furcht und Schrecken überkam ihn. Überall vermeinte er Treulosigkeit und Verrat zu sehen. Den besinnungslosen Periados hielt er für einen im Hinterhalt lauernden Mörder. Kaum hatte er im Aufblitzen der Wetternacht klar die Umriss der Gestalt erkannt, als er mit zum Schlag erhobenen Schwert auf den Unglücklichen zustürzte. Eine Sturzwelle faßte das Schiff, es warf sich seitwärts in den Wellenkamm und die folgende Welle stürzte auf Deck. Das Schiff richtete sich wieder auf. Der furchtbare Schlag hatte den Hauptmann zu Boden geworfen. Der wütende Streich ging daneben, das Schwert entglitt aus seiner Hand und rutschte auf dem glitschigen Deck vor die Knie des kauernenden Steuermannes. Der starke Schlag hatte auch den Steuermann aus der Betäubung gerissen. Es dauerte nur kurze Zeit, bis er begriff, was das alles zu bedeuten hatte. Er sah den fluchenden Hauptmann, der sich krampfhaft bemühte, wieder hochzukommen, und wußte, welcher Gefahr er entronnen war. Als neue Flammen des



Periados erraffte das Schwert

Blitzes aufloderten, sah er auch das funkelnde Schwert am Boden. Heiß schoß sein Blut vom Herz zum Hirn, wild wirbelten die Gedanken im Kopfe. Zitternd vor Erregung erraffte er das Schwert. Heiß brannte der Knauf in seiner Hand. Sehnen und Muskeln strafften sich, und ohne Überlegung führte er einen wuchtigen Schlag gegen den Nacken des sich langsam aufrichtenden Hauptmannes. Unter gräßlichen Flüchen sank die mächtige Gestalt wieder zu Boden, krallend suchten die Hände einen Halt. Noch einmal versuchte er, sich zu erheben, doch gelang es ihm nur, den Oberkörper zu erheben und auf die Arme zu stützen. Er blickte wortlos auf den regungslos dastehenden Steuermann, dann brach er kraftlos zusammen; schwer schlug der Kopf auf die Bohlen des Decks. Das Leben war dahin.

Wie gelähmt stand Periados. Seine Faust umklammerte krampfhaft das Schwert, dessen Spitze tief in die Bohlen des Decks gestoßen war. Seine Gedanken waren verwirrt. Allmählich wurden seine Sinne klarer. Im Schein der Blitze sah er den Hauptmann auf dem Bauche liegen, die Arme weit von sich gestreckt und den Kopf nach vorn gebeugt. Aus einer klaffenden Wunde im Nacken strömte rotes Blut, vermischte sich mit Meerwasser und sickerte im breiten Streifen über das Deck. An dem Schwert in seiner Hand lief ein blutiger Streifen herab.

Periados wußte, was geschehen war. Aber keinen Augenblick war er im Unklaren, daß nunmehr etwas geschehen müsse. Trotzig erhob er das Schwert, wie er es bei dem Hauptmann täglich gesehen, und kraftvoll stieß er es wieder in die Bohlen.

Er mußte nun Herr dieses Trümmerreiches sein. Ein Hoffen überkam ihn, der Glaube an Rettung wurde rege, und Liebe zum Leben füllte seine Brust.

Am stärksten war seine Sehnsucht nach Freiheit. Frei sein! jubelte es in ihm. Du bist frei! glaubte er Stimmen zu vernehmen, und er fühlte sich frei. Frei! Wenn auch auf wrackem Schiff in wilder Sturmesnacht.

Poseidon und Zeus ließen es endlich genug sein des Spieles. Lautlos fingen sie die ausgesandten Rachegötter wieder ein. Das Spiel hatte ihnen Kurzweil gebracht, zufriedener speisten sie auf die Nacht und legten sich auf dem Olymp zur Ruhe. Sie schnarrten, daß es auf der Erde wie fernes Donnerrollen klang.

Das Wetter verlor seine Gewalt. Des Sturmes Kraft reichte nicht mehr, um Wellen über das Schiff zu türmen, die Fluten des Himmelsgewässers versiegeten und das Leuchten der Blitze wurde seltener. Stille und Ruhe breitete sich aus.

Schon graute im Osten der Morgen. Fahle Dämmerung strich über das aufgerissene Meer.

Das Schiff gleich einer Wahlstatt, auf dem grimmige Völker wochenlang um die Siegespalme gerungen. Steuer- und Führerlos trieb es als Spiel der Wellen in der Strömung.

In Gedanken versunken stand Periados vor der Leiche. Unschlüssig. Was tun? war die entscheidende Frage. Er konnte sich keine Antwort geben. Noch fürchtete er, der nächste Augenblick könne neues Unheil bringen.

Nichts geschah. Aber der Augenblick erzwang einen Entschluß. Jetzt gilt es! Du mußt! Du bist Herr und Herrscher, und wenn du nicht handelst, geht alles zu Grund. Periados wußte, daß auf ihm die Verantwortung lastete.

Aus der Tiefe des Schiffes drang wieder das Klagen der verängstigten Sklaven, auch die Perliöken, die sich verkrochen hatten, machten sich bemerkbar.

Hier lag der leblose Körper des Hauptmanns, dort die Kajüte in der die Waffengeführten des Toten weilten. Es waren an Zahl wenige, aber genug, um Harmiados zu rächen. Erschreckt fuhr er auf, er glaubte die Schritte der Soldaten und das Klirren ihrer Waffen zu vernehmen. Würden sie ihren toten Gebieter finden, dann war es sicher, daß sich sein Blut mit dem Blute des Spartiaten mischte. Nur er, wenn auch mit dem Schwert Harmiados, müsse der Übermacht unterliegen.

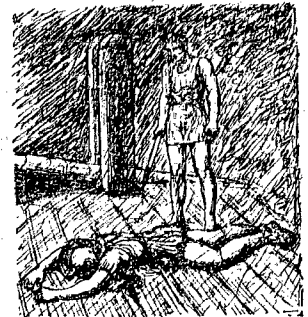
Er kam zur Klarheit. War er doch nicht allein auf dem Schiff. Die Perliöken waren noch da, die schon immer grollend ihr Sklavenlos getragen, sie würden, genau wie er, jubelnd die herrliche Freiheit begrüßen. Sie mußte er aufrufen und mit ihrer Hilfe konnten die Soldaten überwunden werden.

Und dann die Sklaven aus den Tiefen des Schiffes, dankbar würden sie die Freiheit begrüßen und mit allen Kräften helfen, das Schiff seetüchtig zu machen, um einen schützenden Hafen zu erreichen. Sie würden die todesmutigsten Kämpfer gegen die Spartiaten sein. Periados wurde sich klar in seinem Willen. Zeit durfte er nicht verlieren. Die Kräfte der Sklaven mußten geweckt und zu einem Willen geeint werden. Das Geicnte würde die Kraft sein, die die Schöpfer und Wächter ihres Sklavendaseins niederringen würden.

Kampf! Kampf war die Lösung. Gekämpft mußte gegen alles werden, das sich hindernd der Befreiung in den Weg stellt. Kampf galt es gegen Freund und Feind, sobald sich der Freund zum Feind gesellte. Jetzt dürfe es nur ein Hüben und Drüben geben. Hüben alle, die für die Freiheit waren, drüben jene, die glaubten, mit dem Seitherigen zufriedener sein zu müssen. Die Zagen und Unentschlossenen würde er zu drüben rechnen.

Der Steuermann schlug mit dem Schwert schneidend durch die Luft. Ans Werk! Durch die Trümmer bahnte er sich einen Weg zur Kajüte. Vorsichtig spähte er nach den Spartiaten, die in Decken gehüllt auf ihren Lagern schliefen. Der Trunk hatte sie in tiefen Schlaf gesenkt. Hier war wenig zu spüren von der grauenvollen Geisternacht, die über das hilflose Schiff gekommen. Die Reste eines allzuüppigen Mahles lagen am Boden, Becher waren umgeworfen und ihr Inhalt hatte sich mit dem Erbrochenen überfüllter Menschenmagen vermisch. Vielen der Schlafenden war anzusehen, daß mit dem letzten Zug aus vollem Becher, augenblicklich das Bewußtsein geschwunden war. Bis zur Bewußtlosigkeit hatten diese Menschen getobt.

Periados verlor den letzten Funken Achtung vor der Gesellschaft. Ihn gelüstete, einen Pechbrand in den Raum zu schleudern und die Tür zu schließen. Die Sippe sollte elend zugrunde



Hier lag der leblose Körper des Hauptmanns

gehen. Doch zögerte er. Noch besaß er nicht die Gewißheit, daß die Perlöken in diesem Freiheitskampf auf seiner Seite standen. Unter ihnen waren viele, die seit Menschengedenken im Sklavenbann lebten und überhaupt keinen Begriff von Freiheit hatten. Würde er Schwankende und Zage unter den Perlöken finden, dann wäre er unrettbar verloren. Er lehnte die Tür wieder an und ging unter Deck wo die Ruderbänke waren.

Die Perlöken saßen noch untätig und gleichgültig in den Winkeln. Alles hatten sie ihrem Schickal überlassen. Perlados rief ihm bekannte Perlöken beim Namen. Langsam kamen Gestalten aus dem Dunkel. Die bekannte Stimme flöste ihnen



Vertrauen ein. Perlados erklärte ihnen mit hastigen Worten und abgerissenen Sätzen, was vorgefallen. Er sprach zu Ungläubigen, denen es unfassbar schien, daß der Sturm überstanden und der Hauptmann überwältigt sei.

Daß sie frei seien und Herren dieser Welt, begriffen sie nicht.

So nahm der Steuermann das Wort, um ihnen ihre Lage zu erklären. Er forderte sie auf zum Kampf der noch bevorstehe. Die Krypteia müsse überwunden und die Spartiaten mit ihrem jungen Führer Kryptos mit Waffengewalt beseitigt werden. Erst nach hartem Kampfe winke Freiheit und Recht! Aus seinen Worten sprach die Siegeszuversicht.

Aus seinen Worten sprach Siegeszuversicht

So kam es zum entscheidenden

Kampf. Die Perlöken unterstellten sich willig den Befehlen des Steuermannes. In wenigen Augenblicken waren alle Mann auf dem Schiff verteilt. Das Deck wurde besetzt. Gegenstände, die sich als Hieb- oder Stichwaffen verwenden ließen, wurden von kräftigen Fäusten erraft. Als alles klar, klang ein scharfes Kommando über das Schiff und mit wilder Wut drangen die Perlöken in die Räume der Spartiaten, die vollständig überrascht waren. Viele erlagen noch schlafend den tödlichen Streichen, andere rafften ihre Waffen zusammen und versuchten vergeblich Widerstand zu leisten. Der Soldatenführer Kryptos wollte die Kämpfenden unter seinem Kommando vereinen, doch war es nicht mehr möglich. Die Spartiaten waren machtlos. Ein Perlöck, der am tapfersten focht, warf sich kämpfend zwischen die zu einanderstrebenden Spartiaten. Es gelang ihm, Kryptos abzudrängen und zum Kampf zu stellen. Als Kryptos sich dem Sklaven gegenüber sah, der mit Wut kämpfte, wich er feig den Schlägen aus. Den wuchtigen Streich, den der Perlöck mit einem abgebrochenen Ruderschaft gegen ihn führte, entging er durch eine geschickte Wendung. Er warf sein Schwert weg und flehte um Gnade.

(Wird fortgesetzt)



Schatzkästlein des Wissens

Fruchtbarkeit der Kaninchen. Der spanische Infant Heinrich der Entdecker sandte den berühmten Bartolomeo Perestello mit drei Schiffen nach der Insel Fortaventura, um diese zu kultivieren. Auf einem der Schiffe befand sich zufällig ein Kaninchenpaar, dem nach der Landung die Freiheit geschenkt wurde. Es vermehrte sich so rasch, daß das gesamte neugesäte Korn von der Nachkommenschaft dieses Kaninchenpaares aufgefressen wurde.

Vom Händereichen. Der Brauch, sich zur Bewillkommung gegenseitig die rechte Hand zu reichen, ist uralte. Schon Homer gedenkt dieser Sitte als etwas Althergebrachtes. Sie wurde von den alten Griechen stets als ein Zeichen gegenseitiger Treue und Freundschaft aufgefaßt. Pythagoras gab schon den Rat, nicht jedermann die Hand zu reichen, bevor man ihn nicht kennt und weiß, daß die betreffende Person dieser Freundschaftsbeziehung würdig ist.

Die ersten Blitzableiter. Der erste Franklinsche Blitzableiter wurde in Deutschland 1769 auf dem Jakobsturm in Hamburg angebracht. Noch im selben Jahre ließ der Abt Felbinger auf der Pfarrkirche in Sagan einen anbringen. 1775 wurde das Dresdner Schloß mit einem Blitzableiter versehen. In Nürnberg wurde der erste Blitzableiter 1788 errichtet. Im Mittelalter war es üblich, Hirschgeweihe an den Spitzen hoher Gebäude anzubringen, weil man behauptete, der Blitz habe noch nie in einen Hirschen eingeschlagen, also werde er auch dort nicht einschlagen, wo sich ein Hirschgeweih befindet. Die Erfindung des Blitzableiters durch Franklin in Amerika erfolgte 1754, doch hat der Pfarrer Prokop Diwisch in Mähren zwei Jahre später, ohne Kenntnis von der Franklinschen Erfindung, ganz unabhängig von ihr, dieselbe Erfindung gemacht.

Anfänge der Zensur. Die erste staatliche Zensur hatte, soweit sich bis jetzt nachweisen läßt, Florenz im Jahre 1507 eingeführt. Auf deutschem Boden scheint Augsburg in dieser Hinsicht vorgegangen zu sein, denn seine Buchdrucker mußten bald nach Einführung der schwarzen Kunst, schwören, nichts zu drucken, was jemand zu Schande oder Schmach gereiche, ohne vorher die Zustimmung des Rates eingeholt zu haben.

Kein Erbarmen mit Steuerhinterziehern. Im alten Nürnberg pflegte man säumige Steuerzahler, die mit dem Tod abgingen bevor sie ihrer Steuerpflicht nachgekommen waren, noch zu bestrafen. Starb nämlich ein Bürger mit Hinterlassung von Steuerschulden, so mußte er in einem besonderen Sarg mit ganz flachem, nicht gewölbten Deckel gelegt werden, so daß die Nase der Leiche eingequetscht wurde. Der Volksmund nannte derartige Särge Nasenquetscher.

Vom Steinkohlenbau. Die Ausbeutung der Kohlschätze der Erde ist schon alt; die Römer hatten schon Bergwerke in Etrurien, Sizilien, Spanien usw. angelegt. In Deutschland wird der Bergbau seit dem 12. Jahrhundert betrieben. Aber erst das 19. Jahrhundert konnte dank fortschreitender Technik (Abbau der Kohle an der Erdoberfläche) zum Schachtbau übergehen. Das tiefste Bohrloch Europas befindet sich bei Czuchow in Oberschlesien in einer Tiefe von 2240 Meter; die Wärme in dieser Tiefe beträgt 83 Grad Celsius. Natürlich kann aus solcher Tiefe keine Kohle mehr geholt werden. Die Schachttiefen schwanken zwischen 200 bis 400 Meter, z. B. verfügt die Emmagrube über zwei Schächte von 400 und 600 Meter; die Römergrube über einen von 430-Meter; Charlottengrube besitzt zwei Schächte von 200 und 400 Meter; ebenso Grube Eminenz von 220 und 371 Meter.

Banntweinpest im Mittelalter. Als im 14. Jahrhundert der Brantwein aus Italien nach Deutschland kam, galt er anfänglich bloß als ein Bewahrungsmittel wider die Pest, Cholera und ähnliche Seuchen. Sehr bald fanden aber unsere Vorfahren am Brantwein trinken auch bei sonstigen Gelegenheiten Geiallen. Wie der Chronist Widmann erzählt, haben sich während des Regensburger Reichstages am 16. April des Jahres 1541 im Wirtshause zum „Roten Rössel“ gleich drei Brantweinsäufer mit gebranntem Wasser zu Tode getrunken.

Tiere als Athleten. Man hat berechnet, daß die Totengräberkäufer so stark sind, daß im Verhältnis zu ihnen ein Mensch 4500 Kilogramm fortbewegen können müsse.

Sybaritenleben. Die Stadt Sybans ist um 720 v. Chr. von Achäern in Italien gegründet worden. Sie gelangte durch die Fruchtbarkeit ihres Gebietes und ihren blühenden Handel bald zu bedeutender Macht und Größe. Infolge ihres großen Reichtums ergaben sich die Bewohner einem so üppigen und weichen Leben, daß das Sybaritenleben sprichwörtlich wurde.

Nieder mit den Vätern!

Der nationalsozialistische „Angriff“ in Berlin hat einen Tobsuchtsanfall erlitten, weil ein Junge, der sich ohne Genehmigung seines Vaters bei den Hitlerbanden herumtrieb, wegen einer ausgesuchten Frechheit eine gehörige Tracht Prügel von seinem Erzeuger erhalten hat. Das nationalsozialistische Blatt nimmt sich des Hosenbodens des Jungen an und schreit nach dem Dritten Reich gegen den barbarischen Vater:

„Es müßten Mittel und Wege gefunden werden, Kinder vor derart barbarischen und erziehungsunfähigen Vätern zu schützen, die aus parteipolitischer Verblendung ihre Kinder mißhandeln und solchen Eltern notfalls die Erziehungsberechtigung absprechen“.

Siehe da, die Sprache des Pubertätsalters! Dieser Schrei gegen die Väter enthüllt mehr über das wahre Wesen des sogenannten Nationalsozialismus der Jugend als die Verfettiger des nationalsozialistischen Blattes selber ahnen. Unreife sprechen für Unreife zu Unreifen!

Uhr und Herz

Berechnungen haben ergeben, daß eine gewöhnliche Uhr in einer Stunde 17 160 mal tickt, täglich also 411 840 und jährlich 150 429 560 Schläge ausführt. Im allgemeinen gesteht man einer sorgfältig behandelten Uhr eine Lebensdauer von 100 Jahren zu, sie schlägt also in diesem Zeitraum 15 042 956 mal. Weit höher ist jedoch die Leistung des menschlichen Herzens, wenn man berücksichtigt, daß das harte Metall viel robuster ist. Das menschliche Herz schlägt in einer Stunde 5000 mal, 120 000 mal also am Tage und 43 830 600 mal im Jahre. Ein Hundertjähriger absolviert also $\frac{4}{5}$ Milliarden Herzschläge. Nichts läßt deutlicher als diese Zahlen erkennen, um welch feines Wunderwerk es sich beim menschlichen Herzen handelt.

Not der Handwerkslehrlinge auf dem Lande

„Lehrjahre sind keine Herrenjahre!“ Die kleinen Handwerksbetriebe auf dem Lande können heute vielfach nur noch existieren durch Lehrlingsausbeutung. Die Lehrlinge werden meist in die häusliche Gemeinschaft des Lehrherrn aufgenommen. Bei Morgengrauen wird der Lehrling geweckt und in den Wirtschaftsdienst der Hausfrau (der Frau Meisterin) eingestellt: Wasser holen, Brötchen holen, Milch holen, Holz und Kohlen holen sind so die ersten Arbeiten des Lehrlings am Morgen. Nach dem Kaffeetrinken beginnt die Arbeit — die Zeit in der dieser junge Mensch die Kenntnisse für seinen Beruf erwerben will. Das sind aber für den jungen Lehrling, der vor seiner Schulentlassung Interesse für seinen erwählten Beruf zeigte und hoffnungsfroh bei seinem Meister einzog, nicht immer gute Stunden; denn die Anweisungen des Meisters geschehen nicht gerade im ruhigen Tone und das Prügelein der Lehrlinge ist keine Seltenheit.

Lehrverträge, das ist überhaupt ein besonderes Kapitel, denn die Lehrverträge wimmeln oft von mittelalterlichen Zunftausdrücken wie z. B. „Der Lehrling ist nicht verpflichtet Geld mit sich zu führen.“ oder: „Der Lehrmeister hat den Lehrling zum regelmäßigen Kirchgang anzuhalten“. Daß aber der Lehrmeister darauf achten soll, daß sein Lehrling auch regelmäßig die Berufsschule besucht, findet man selten. Um so mehr aber: „Die Kosten der Berufsschule trägt der Vater des Lehrlings.“ Die Berufsschule ist allen Handwerksmeistern ein Dorn im Auge und oft findet man in solchen kleinen Handwerksbetrieben, daß der Lehrling die Schulzeit in der Werkstatt nachholen muß. Der Satz: „Dem Lehrling ist die Zugehörigkeit zu einem Verein verboten“, findet man trotz Art. 118 der Reichsverfassung immer noch in Lehrverträgen.

Achtstundentag gibt es nicht. Von früh bis spät am Abend wird der Lehrling in die Arbeit eingespannt. Tag für Tag ist es das Ausbeutungsobjekt seines Meisters. Mit Kost, Wohnung und Prügel läßt sich viel Geld für den Meister verdienen, denn bezahlte Arbeitskräfte besitzt ein solcher Lehrmeister in den wenigsten Fällen. Seit 13 Jahren besteht die Verfassung des Deutschen Reiches und darin steht in Art. 122: „Die Jugend ist gegen Ausbeutung, sowie gegen sittliche, geistige oder körperliche Verwahrlosung zu schützen.“

Der Lehrling ersetzt nicht nur oft das Hausmädchen, die meisten Handwerksmeister auf dem Lande betreiben nebenbei noch Landwirtschaft. Zu den landwirtschaftlichen Arbeiten wird der Lehrling vor allem im Sommer fast den ganzen Tag über herangezogen. Der Lehrling ist eine billige Arbeitskraft und wenn er sich widersetzt so wird ihm mit der Kündigung gedroht; denn er hat im Lehrvertrag unterschrieben: „Der Lehrling hat sich den Anordnungen seines Lehrherrn nicht zu widersetzen.“

Sehen wir uns einmal die Tätigkeit des Lehrlings nach Feierabend an. Zeitungen, Zeitschriften und Bücher guten Inhalts kennt so ein junger Mensch nicht. Vor allen Dingen keine sozialistischen Schriften; der Meister würde dieses auch nicht dulden. Das reaktionäre Wochenblatt und die Schmökerehefte sind seine einzige geistige Nahrung. Vereinen darf sich der Lehrling anschließen, wenn sie bürgerlich sind, hauptsächlich den Deutschen Turnern.

Die Arbeiterjugend ist kein Anhänger mittelalterlicher Zunftsprüche und hat auch keine Veranlassung diese sich zuzueignen; wenn aber Lehrjahre nach Ansicht der Handwerksmeister nun einmal keine Herrenjahre sind, dann sollen es aber auch wirklich Lehrjahre sein. Das Gegenteil wird uns aber immer wieder bewiesen. Es sind keine Lehrjahre die der Handwerkslehrling durchmacht, sondern Ausbeutungsjahre schlimmster Art.

Den Lehrlingen auf dem Lande wollen wir Gewerkschafter besonders unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Die Arbeitereltern sollten sich sehr eingehend und ständig um die Berufsausbildung ihrer Kinder kümmern, und Mißstände schleunigst den Gewerkschaften oder Gewerbeinspektoren zur Beseitigung mitteilen.

H. Seyer

Vorlehre

Daß die Not der arbeitslosen Jugend unerträglich geworden ist, dämmert nun so langsam auch den Unternehmern und ihren kapitalistischen Soldknappen. Man diskutiert allerlei Pläne, übersieht aber hartnäckig die erfolgversprechenden Forderungen der Gewerkschaften. Über die Krise soll ihnen die Herrschaft über den Lehrling unbeschränkt erhalten werden. Eher wird noch versucht, den geringen Einfluß, den Behörden, Gewerbeaufsicht, Gewerkschaften usw. in der Lehrlingswesen haben, vollständig zu beseitigen. Ernst wird für das Unternehmertum die Sache dadurch, daß die unabsehbare Arbeitslosigkeit die Leistungsfähigkeit der qualifizierten Arbeiter in bedeutendem Maße herabmindert. Aus diesem Grunde sollen die jungen Menschen — wir haben eine Million arbeitsloser Jugendliche und dazu kommen alljährlich 600 000 neue Jugendliche auf den Arbeitsmarkt — in sogenannten Vorlehren wenigstens eine gewisse Ausbildungsmöglichkeit in den ohnehin halb stillliegenden Werkstätten erhalten. Die Vorlehre soll eine möglichst

vielgestaltige Ausbildung sichern, zum Beispiel in der Metallindustrie Schulung auch in einfachen Arbeiten am Schmiedefeuer und an den Werkzeugmaschinen. Praktisch und theoretisch soll die Vorlehre durchgeführt werden.

Da die Vorlehre ohne jede vertragliche Bindung (Arbeits- und Lehrverhältnis) vor sich geht, haben wir die Befürchtung ausgesprochen, daß die Vorlehre schließlich das ordentliche Lehrverhältnis ganz verdrängt. Von Unternehmerseite wird dem entgegengehalten, daß jedes Unternehmen, wenn die Verhältnisse es ihm einigermaßen erlauben, sicherlich einen ordentlichen Lehrvertrag abschließen, da nur eine gegenseitige Bindung auf längere Zeit die Möglichkeit gebe, die auf die Ausbildung verwandte Mühe im späteren Verlauf der Lehrzeit auch wieder für den Betrieb nutzbar zu machen.

Mit diesem Hinweis können unsere Bedenken nicht entkräftet werden. Einseitigen haben wir noch keine normalen Verhältnisse. Auf lange Zeit hinaus besteht daher die Gefahr, daß so mancher Meister die Vorlehre einfach als Ersatz für ein reguläres Lehrverhältnis betrachtet, eben weil die Vorlehre auf keinem Vertragsverhältnis beruht und also auch der Meister gegenüber dem Lehrling keinerlei rechtlich festgelegte Verpflichtungen hat. Wir freien Gewerkschaften wollen nicht, daß die Vorlehre völlig im Belieben des Unternehmers liegt. Die Berufsschule soll den Lehrling in die Vorlehre vermitteln und ganz allgemein in die Regelung der Vorlehren soweit eingeschaltet werden, daß Mißbrauch mit dem Lehrling von vornherein unterbunden wird.

Der Verband hilft

Aus Altenburg erhalten wir von fünf Metallarbeiterlehrlingen folgende Zuschrift:

Wir danken unseren Kollegen vom Deutschen Metallarbeiter-Verband, die für uns den Prozeß gegen die Nähmaschinenfabrik G. Winselmann GmbH erfolgreich durchgeführt haben.

Kollegen! Merkt Euch, der Verband hält zu Euch. Wir Lehrlinge der Firma Winselmann haben schon einen Geschmack vom „Dritten Reich“ bekommen. An unseren paar Mark Vergütung wollte die Firma sparen, damit sie der Hitlerjugend in Altenburg sechs Betten vermachen konnte. Vom Tariflohn nahm man uns den vierten Teil und dann sollten wir noch Akkord arbeiten. Die Firma war sehr siegessicher, als wir mit unserer Klage kamen. Beim Arbeitsgericht Altenburg wurden wir zur Freude der Firma mit unserer Klage abgewiesen. Das Landesarbeitsgericht Jena erklärte, daß das Arbeitssystem der Firma Akkord sei, der sich zur Lehrlingsausbildung nicht eigne. Die Firma beruhigte sich noch nicht. Nachdem das längst verkündete Dritte Reich noch nicht angebrochen war, legte sie Berufung gegen das Urteil ein. Diese Berufung wurde verworfen. Die Firma muß uns die Vergütungssätze zahlen.

Die Betriebsleitung versuchte uns von dem Klageweg abzuhalten. Man erklärte einzelnen Lehrlingen, sie sollten sich doch der Klage nicht anschließen, sie bekämen auch so ihren Lohn. Ein Junge, der mit den Nazis läuft, hat nicht mitgeklagt. Sein Geld hat er aber auch nicht bekommen. In 96 (in Worten: sechsundneunzig) Arbeitsstunden hat er 2 (in Worten: zwei) Mark erhalten. Lehrlinge und Jugendkollegen! Schließt euch unserem Verband an, denn nur so könnt ihr euch eure Rechte sichern. Die Nazis vertreten eure Interessen nicht.

Die Not der Jugend wächst

Nach einem amtlichen Bericht des Stadtmedizinalrats Dr. Cäsar (Dortmund) über „Das gefährdete Industriekind“ treten heute im Ruhrgebiet Erscheinungen auf, wie sie in den schlimmsten Hungerjahren, besonders 1920, beobachtet wurden. Seit dem Frühjahr 1930 hat die Zahl der unterernährten Schulkinder zugenommen; bei den kleinsten Schülern vielfach um 100 vH! Bei der verminderten Widerstandsfähigkeit des Körpers breiten sich Scharlach und Diphtherie aus. Der Abbau der Schulspeisung bedeutet eine Katastrophe.

Preußen hat gegenwärtig rund 60 000 Fürsorgezöglinge und 50 000 berufsschulpflichtige Schwachsinnige, meist hervorgegangen aus ehemaligen Hilsschülern.

Über die Wohnverhältnisse der deutschen Jugend wurde durch eine Erhebung bei 200 000 Berufsschülern zwischen 14 und 18 Jahren ermittelt, daß jeder fünfte Jugendliche kein eigenes Bett hat, jeder 25. Jugendliche mit Fremden sein Schlafzimmer und jeder 219. mit Fremden sein Bett teilt.

In den Großstädten Hamburg, Lübeck, Bremen ergab eine Umfrage, daß von den befragten 40 000 Jugendlichen jeder fünfte kein eigenes Bett hat und jeder 46. Jugendliche mit Fremden in einem Schlafzimmer, jeder 479. mit Fremden in einem Bette schläft.

Schuld an dieser Jugendnot ist der Kapitalismus. Rettung bringt allein der Sozialismus. Aber nicht der betrügerische Sozialismus des Rattenfängers Hitler, sondern der auf dem Boden des Klassenkampfes erkämpfte marxistische Sozialismus.



Verlaufen

Mensch, hätten wir man den Bauern gefragt. / Ich hab dir das ja gleich gesagt, / der Weg stimmt nicht. / Nu mach doch mal Licht; im Düstern kannst du natürlich nichts seh'n! / Da muß doch was stehn, / das ist doch klar, / wozu wär denn 'n Wegweiser da. / Nun steck doch schon ein Streichholz an! / Was steht da dran? / Ein Kilometer zur nächsten JH? / Hurra!

Erkenntnis

Es hängt im dunklen Rebenlaube verlockend schön die süße Traube.

Das Füchlein schnoddert: „Die ist sauer!“
„Die gärt im Leib!“ Das Hähnchen kräht.
So machts das Tier. Der Mensch ist schlauer,
der lüstern vor dem Weinlaub steht.

„Die hole ich, und bricht die Ranke!“
Und es geht schief. Der Forscher flieht.
„Ich darf nicht stehlen!“ Der Gedanke
bewegt den Zagen, der sie sieht.

„Sie ist zu schade für den Gaumen!“
„Ich mag nicht was des andern ist!“
„Mir schmecken nur die blauen Pflaumen!“
„Solch Wein steht mir zu nah am Mist!“

Und die Moral:

Es machen stets die Dummen Faxen,
für die das Gute nicht gewachsen.
Nur Kluge — deren Sinne rege —
gehn der Versuchung aus dem Wege.

Paul Haase

Schimpfen

ist leicht, besser machen schwer. Einem Schwätzer gibt man sehr leicht recht, denn er redet jedem zum Munde. Das tun vor allem die „Nazi“. In Zeiten der Not hört sich das, was Schwätzer und gewissenlose Hetzer jedem immer wieder vorzureden wagen, eigenartig an. Ihr aber sollt euch diese Hetzreden nicht gefallen lassen. Weist sie energisch zurück. Protestiert nachdrücklichst. Und sagt vor allem dem Gegner die Meinung. Glaubt nicht denen, die den Mund voll nehmen und nicht einmal trockenes Brot zur Linderung der Not zu bieten haben. Diese Menschen glauben, sie könnten sich immer mit Redensarten aus der Schlinge ziehen, wenn man sie bei einer Unaufrichtigkeit ertappt hat. Manchen gelingt dies auch, denn ihre Zunge ist glatt von Unaufrichtigkeiten. Aber auf die Dauer kommen auch sie nicht durch, denn ihre Handlungen und ihr Tun strafen ihre Worte Lügen. Anerkennung wird auf die Dauer immer nur der Mensch finden, der aufrecht und wahr im Handeln ist, der solidarisch ist, hilfreich und selbstlos andern beisteht.

Haltet die Fahne unserer Organisation hoch, tretet auf als aufrechte, freie Gewerkschaftler. Wir fürchten uns vor niemandem. Wir kennen unser Ziel und unseren Weg. Da mag man auch schimpfen und lügen wie man will. Wir wollen und wir werden vorwärts kommen, wenn nur ein jeder von euch seine Pflicht erfüllt.



Flucht von der Teufelsinsel

Terra-Film

Ein Gefangener aus der französischen Strafkolonie Cayenne liebt die Frau des Verwalters. Diese will ihm zur Flucht verhelfen, aber er wird zurückgeholt.

An diesem Film ist überhaupt nichts Gutes. Die darstellerischen Leistungen taugen nichts. Es werden endlose aufgeregte und heftige Gespräche geführt, von denen man kaum ein Wort verstehen kann. Das Drama dieser lebenslänglich Deportierten hätte Stoff zu einem ganz anderen Film geben können. 7

Mädchen in Uniform

Einen Film dieser Art werden wir wohl für längere Zeit nicht mehr zu sehen bekommen. Er ist aufwühlend und revolutionär; niemand sollte es versäumen, sich diesen Film anzusehen.

Hervorragend dargestellt ist die Oberin als Verkörperung echt preußischen Militärgelastes und dessen Gefühlslosigkeit. Nach dem Motto: „Soldatenkinder müssen sich großhungern“ werden die der Obhut der Oberin anvertrauten jungen Mädchen erzogen. Eine freundliche Lehrerin lehnt sich gegen die Unterdrückung der jungen Menschen, gegen den Potsdamer Soldatengeist auf. Sie will den Mädels helfen, aber ihre Freundschaft zu einer Schülerin wird als unmoralisch betrachtet. Erfreulich bleibt, daß diese Halbwüchsigen sich nicht unterkriegen lassen, daß sie Kraft und Mut aufbringen, sich zu wehren.

Der Film ist vollendet gut, denn nicht allein die Handlung, auch der künstlerische Ausdruck ist wertvoll. Auf diesen Zusammenklang von Handlung und künstlerischer Gestaltung kommt es an. 6

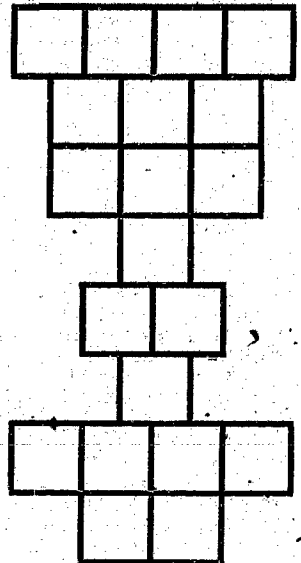
Silbenrätsel

Die Silben: Ak — der — die
— dis — ei — ei — frei —
front — heit — keit — le —
nen — nig — pfei — plin —
ser — tät — ti — vi — zi —
sind in das Schema einzusetzen.

Die Feldstreifen quer ergeben je ein Wort. Bei richtiger Lösung finden wir Symbol, Gruß und Name einer Massenvolksbewegung. *Ruco*

Auflösung von Eins, zwei,
drei aus Nr. 31:

Auflösung: Sense = Se,
Salve = Ve, Ring = Ring =
Severing.



Vom Vorstand

Telegrammanschrift: Metallvorstand Berlin
Fernsprecher: Dönhoff 6750—6753

Mit Sonntag, dem 7. August, ist der 33. Wochenbeitrag für die Zeit vom 7. bis 13. August 1932 fällig.

Gestohlen wurden:

Mitgliedsbuch des Zentralverbandes der Eisen- und Metallarbeiter Ungarns Nr. 164461, lautend auf Johann Perlusz, geb. 25. August 1907 in Budapest (Bremen).

Mitgliedsbuch Nr. 6649953, lautend auf den Bauschlosser Otto Obert, geb. am 10. September 1911 in Metz (Frankfurt a. M.).

Berlin SW 68, Alte Jakobstraße 148

Der Vorstandsvorsitzende